

IV. RECENZJE — CRITIQUES

ABELS, Björn-Uwe — SAGE, Walter — ZÜCHNER, Cristian, Hrsg, SAGE, W.: *Oberfranken in vor- und frühgeschichtlicher Zeit*. Bayerische Verlagsanstalt GmbH Bamberg 1986, 271 Seiten mit 110 z.Tl. farbigen Abb. und Zeichnungen, Lit.-Orts- und Fundstellenverzeichnis, 1 Faltkarte, DM 29.80.

In der im Auftrag der Oberfrankenstiftung Bayreuth erstellten und nach Form, Inhalt und Ausstattung wohl gelungenen Gemeinschaftsarbeit von Fachspezialisten haben nach einem kurzen Abriß der Forschungsgeschichte Chr. Züchner „Die Steinzeit in Oberfranken“, B.-U. Abels „Die vorchristlichen Metallzeiten“ und W. Sage „Frühgeschichte und Frühmittelalter“ lesenswert, sehr anschaulich und mit einer Fülle von neuen Erkenntnissen abgehandelt.

Was diese preiswerte Coproduktion unter Führung von W. Sage, der den bisher ersten und einzigen Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit in der Bundesrepublik an der Universität Bamberg innehat, für die historische Landeskunde so bedeutsam macht, ist einmal die Tatsache, daß erstmals eine geschlossene Siedlungsgeschichte von kompetenten Archäologen an Hand gesicherter Kulturniederschläge von der Altsteinzeit bis zur Bistumsgründung Bambergs im Jahre 1007 vorgelegt wird. Diese ermöglicht es nunmehr auch dem Geographen, sich auf festem Boden zu bewegen und aus Zeitstellung, Art, Umfang und geographischer Verbreitung des wichtigsten Fundgutes eine Abfolge der Natur- und Kulturlandschaftsentwicklung zu erarbeiten und zu vertiefen. Dabei mögen noch „Offene Fragen“ der Archäologie auch die Siedlungsgeographie zum Nachdenken und zur Mitarbeit anregen.

Zum anderen wird in Oberfranken, in der Kontaktzone zwischen Deutschen und Slawen, den sog. Main- und Regnitzwenden der Karolingerzeit, auch die Ethnogenese erstmals aus archäologischer Sicht von W. Sage nüchtern und sachlich angesprochen, die bislang je nach herrschendem Zeitgeist und politischen Ressentiments von der Geschichts- und Sprachwissenschaft unterschiedlich diskutiert und interpretiert wurde.

Von den fundierten Darlegungen seien im folgenden die wichtigsten Ergebnisse kurz skizziert: Chr. Züchner stellt die auf den Höhen um Kronach gefundenen Geröllgeräte (Pepple-tools) ins Altpaläolithikum. Sie sind der früheste Beleg für die Anwesenheit des Menschen in Oberfranken und überhaupt in Bayern. Der Neandertaler hat auch im Mittelpaläolithikum die Hochterrassen des Maintales, so z.B. bei Kösten und Schney, mit Randhöhen begangen, aber merkwürdigerweise die Höhlen der Fränkischen Schweiz gemieden im Gegensatz zu südlicherrankenalb und Schwäbischem Jura. Während in Oberfranken das Jungpaläolithikum fehlt, ist das Spätpaläolithikum hier wieder vertreten. Kontakte zu angrenzenden Räumen lassen sich fast zu allen Zeiten nachweisen.

Das Mesolithikum (8000 - 6000 v. Chr.) ist mit Ausnahme des Fichtelgebirges in ganz Oberfranken verbreitet, wird aber gegen Ende spärlicher.

Die Siedlungsgeschichte ist im älteren und mittleren Neolithikum noch sehr vage, im späteren kaum noch zu überblicken. Eine Fundstelle der bandkeramischen Ära von Europäischer Rang stellt auf dem Albrand die Jungfern höhle bei Tiefenellern dar, die

O. Kunkel ausgrub und welche exakte Beweise von anthropophagern, rituellem Brauchtum lieferte. Leider fehlt im Literaturverzeichnis dessen maßgebende Publikation. Ferner wurde durch den Rezensenten die zur Kulthöhle gehörige Siedlung mittels der Phosphatmethode aufgefunden. Hieraus und aus anderen Siedelplätzen geht hervor, daß zumindest die lehmige Albüberdeckung, der sog. „Warme Melm“, neben Lößüberwehungen auf Talhanglagen in neolithischer Zeit ackerbaulich genutzt wurden.

Der Beginn der vorchristlichen Metallzeiten brachte laut B.-U. Abels einen einschneidenden Wandel in der Wirtschafts- und Sozialstruktur der hier siedelnden Menschen. In der Bronzezeit mußten Kupfer und Zinn oder Fertigprodukte im Austausch von landwirtschaftlichen Erzeugnissen eingeführt werden, da die entsprechenden Erzvorkommen im Frankenwald und Fichtelgebirge noch unbekannt waren. In der frühen Bronzezeit war Oberfranken äusserst spärlich besiedelt, dagegen kann man in der Hügelgräberbronzezeit eine Siedlungszunahme mit Schwerpunkten auf der Alb feststellen. Dabei fällt auf, daß die Siedlungsstandorte keine guten Bonitäten aufweisen, ja die besseren Böden sogar ungenutzt blieben. Es ist auf ausgedehnte Weidewirtschaft zu schließen — diese muß maßgeblich zur Entwaldung der Albhochfläche beigetragen haben —, wobei wachsender Wohlstand Einzelner durch entsprechende Grabbeigaben belegt wird.

Während der Urnenfelderzeit, in der sich Einflüsse aus Böhmen bemerkbar machen, wird neben dem Albrand auch das Main- und Regnitztal mit Randhöhen besiedelt. Weiterhin tritt die Tendenz auf, natürlich gesicherte Höhen als Siedlungsstandorte zu bevorzugen. Eine Befestigung der Urnenfelderzeit mit Trockensteinmauer wurde erstmals von B.-U. Abels auf der Heunischenburg bei Gehülz (Kronach) ausgegraben und durch eine C₁₄-Datierung ins 9./8. Jh. v. Chr. gesetzt. Zentrale Bedeutung dürfte auch eine Siedlung auf der Ehrenbürg gehabt haben. Eine stetige Bevölkerungszunahme zeichnet sich in Oberfranken ab. Kennzeichnend für den Wohlstand einer kleinen Gruppe privilegierter Männer und Frauen sowie für den Kriegeradel sind Schatzniederlegungen verschiedenster Art. Der Reichtum dürfte wohl aus dem Besitz großer Viehherden stammen, womit natürlich auch das Geschäft mit Fellen und Leder verbunden war.

Der Beginn der Eisenzeit etwa ab 750 v. Chr. bedeutete wiederum einen großen kulturhistorischen Einschnitt, konnten doch das ausstreichende Dogger-Erz am Albrand sowie die oberflächigen Brauneisenerzvorkommen der Kreidezeit auf der Albhochfläche leicht gewonnen werden. Der Mensch wurde unabhängig von Bronzeerzeinfuhren, und das qualitätvollere Eisen verschaffte ihm bessere Haushalts- und Landwirtschaftsgeräte, ausserdem auch schlagkräftigere Waffen. Die sog. Hallstatt-Kultur brachte kaum einen einschneidenden Bevölkerungswandel mit sich, wohl aber Zuwanderung von Südosten aus Böhmen und der Oberpfalz. Oberfranken bildete in den natürlichen Grenzen von Steigerwald, Haßbergen, Frankenwald und Fichtelgebirge wie in den meisten vorgeschichtlichen Perioden auch jetzt eine kulturelle Einheit. Schlagadern des Verkehrs und Handels waren die Flüsse Main, Itz, Regnitz und Wiesent, in deren Nähe die wichtigsten Fundplätze liegen. Dazu zählen auch das Coburger Land und die Randzone der Fränkischen Alb. Eine ungelöste Frage ist noch, wo denn bei den großen Nekropolen, die eine Menge erstklassiger Keramik mit schönem Dekor nebst Schmuck und Waffen geliefert haben, die dazugehörigen Siedlungen zu suchen sind. Für das 6. Jh. konnte auf dem Staffelberg eine späthallstattzeitliche Burg nachgewiesen werden, ein Zeichen für verstärktes Häuptlingstum und sozialdifferenzierte Bevölkerungsschichten.

Obwohl schon die Hallstatt-Kultur mit den Kelten in Verbindung gebracht wird, liegen direkte Nachrichten über deren Auftreten erst ab Mitte 5. Jh. vor, wobei eine merkwürdige Cäsar zwischen Früh- und Spätlatenezeit auftritt. Letztere endet mit beginnender germanischer Landnahme ab unserer Zeitrechnung. In der Keltenezeit wurde ein hoher Stand der materiellen Kultur und Zivilisation erreicht, auch auf dem Gebiet der Technik. Die Einführung des Münzwesens und damit der Geldwirtschaft brachte eine Umwälzung des Handels und Wandels mit sich. Die Menschen jener Epoche erscheinen uns auf Grund antiker Quellen nicht mehr so anonym wie in der Vorzeit.

Bevorzugte Siedlungsgebiete waren die Fränkische Alb, das Coburger Land, aber auch die Talterrassen von Main und Regnitz mit Randhöhen. Bemerkenswert ist die Großsiedlung Altendorf im Regnitztal. Eine solche von Stadtcharakter, die einzige in Oberfranken, konnte B.-U. Abel auf dem Staffelberg ausgraben und diese mit dem von dem griechischen Geographen C. Ptolemäus erwähnten oppidum Menosgada gleichsetzen. Es gibt Anzeichen, darunter auch Gewässernamen, daß mindestens Reste der spätkeltischen Bevölkerung in den frühen Germanen unseres Raumes aufgegangen sind.

In dem sehr umfangreichen Abschnitt über Frühgeschichte und Frühmittelalter geht W. Sage auf eine Reihe spezieller siedlungsgeschichtlicher Entwicklungen und Probleme ein. Man tut sich schwer, die Fülle des mit Akribie dargebotenen Materials in einer Rezension unterzubringen, obwohl die behandelte Zeitspanne gerade für die historische Geographie von besonderer Bedeutung ist, liegen doch hierin die Wurzeln der meisten unserer heutigen Siedlungen. Mit Recht stellt der Autor heraus, daß man sich den Bevölkerungswechsel in der Zeit um Christi Geburt ähnlich wie andere Veränderungen solcher Art nicht als vollständige Verdrängung oder gar totale physische Vernichtung der älteren Bevölkerungselemente vorstellen darf.

Der erste für uns fassbare germanische Vorstoß dürfte mainaufwärts erfolgt sein. Die Fundstellen zeigen, daß die Germanen in der Frühphase bewusst die Nähe wichtiger keltischer Siedlungen gesucht haben, z.B. am oberen Main das oppidum auf dem Staffelberg sowie im Regnitztal Altendorf. Es bleibt jedoch unsicher, die frühgermanischen Bewohner unseres Landstriches mit bestimmten, namentlich bekannten Stämmen zu identifizieren, obwohl man allgemein an den elbgermanisch-suebischen Kreis denkt. Ferner fällt eine gewisse Unruhe in der frühgermanischen Siedelbewegung auf, die erst durch den Bau des Limes endete, der auch für die Anrainer eine sichtbare Stabilisierung mit sich brachte.

Besonders in der Zeit nach dem Fall des Limes scheint in der jüngeren Kaiserzeit am oberen Main und unterer Regnitz mit Randhöhen sowie Albtrauf die Siedlungsdichte Verhältnisse wie im Maindreieck erreicht zu haben. Im 4. und beginnenden 5. Jh. spielen auch in Oberfranken Höhenfestungen wieder eine gewisse Rolle, so die Ehrenbürg, der Staffelberg, der Schlappenreuther Berg bei Scheßlitz und der Turmberg bei Kasendorf. Diese Ansitze germanischer Häuptlinge müssen ja ein Umfeld von Siedlungen gehabt haben, was auch entsprechende Fundplätze beweisen, die sich gerade in den letzten Jahren sprunghaft vermehrt haben. Auf normalen Güteraustausch mit den Römern verweisen unter der Keramik die sog. Terra Nigra, eine schwärzliche Feinkeramik, und die Terra sigillata, rottonig, die allerdings seltener auftritt. Auch in Oberfranken mag der Fernhandel eine größere Rolle gespielt haben, als man gemeinhin annimmt, worauf auch die römischen Münzfunde hinweisen, die anscheinend von den Germanen als Zahlungsmittel anerkannt wurden.

Das Thema Völkerwanderungszeit gehört in Oberfranken und in den süd-östlich angrenzenden Landschaften Bayerns derzeit noch zu den unklarsten Zeitabschnitten. Die Frage stellt sich, ob wegen der völkerwanderungszeitlichen Bewegungen dieser Raum im 5., 6. und vielleicht auch im 7. Jh. ein siedlungsleeres Land war? Der Siedlungsgeograph muß eine völlige Siedlungsleere im Altsiedelraum der Obermain-Regnitz-Furche verneinen, weil gewisse Ortsnamen-Typen und ein spezifisches Sagengut auf eine wie immer geartete mündliche Tradition hinweisen. Daß es regional unterschiedlich zu Siedlungsausdünnungen gekommen ist, wird nicht bestritten. Im übrigen hat der Rezensent die berühmten drei anthropomorphen Bildsteine, welche aus der Talaue bei Bamberg gehoben wurden, als Ausdrucksform östlicher Bildgestaltung und Bestattungskultes herausgestellt und sie mit guten Gründen in das völkerwanderungszeitliche Geschehen des 5. Jh. datiert. Auch wenn wir nur zwei markante Fundplätze mit Keramik des 6. Jh. in Hirschheid und Staffelstein vorliegen haben mit Fundgut von thüringerzeitlichem Habitus, so mag hier eine Fundlücke bestehen, die mit der Eigenart der Siedlungsgepflogenheit zusammenhängen dürfte. Daß gewisse Siedlungscäsuren aufgetreten sind, wird auch durch das

archäologische Lesematerial bestätigt. Diese dauerten aber nicht so lange, daß das ganze Acker- und Weideland wieder völlig von Wald überzogen gewesen wäre, sondern die Nachsiedler konnten solche alten Siedlungsstandorte immer noch erkennen und wieder aufsiedeln, was auch W. Sage deutlich gemacht hat. So kommt es, daß wir auf Wüstungsplätzen immer wieder Sukzessionen finden, ganz besonders solche über Spätgermanen, späten Merowingern, frühen Slawen und frühen Karolingern. Beim Kontinuitätsproblem ist es aber wichtig, nicht nur die Abfolge eines Siedelplatzes zu studieren, sondern die einer grösseren regionalen Einheit.

Mit Recht steht W. Sage der schematischen Datumsgrenze „um 700“ zwischen merowingischen Reihengräbern einerseits und karolingisch-ottonischen anderer seits sehr kritisch gegenüber, wie wenn die Steigerwald-Haßberg-Steilstufe ein unüberwindliches Hindernis gebildet hätte, was allein schon durch ein altes west-östliches Altstraßennetz widerlegt wird. Das bisherige Ausbleiben echter merowingerzeitlicher Gräberfunde in nennenswerter Menge in Oberfranken wirkt um so befremdlicher, als zeitgleiche Keramik durchaus und gar nicht ähnlich vereinzelt wie typische Grabbeigaben unter Siedlungsfunden nachzuweisen ist, die in einer in Arbeit befindlichen Dissertation vorgestellt wird. An erster Stelle steht die ergebnisreiche Domgrabung des Autors von 1969 - 1972, dann die Siedlungsgrabung im Ortskern von Hallstadt 1979 durch H. Losert und das von demselben in einer Magister-Arbeit beschriebene Lesematerial der vom Rezensenten 1951 lokalisierten Wüstung Schlammersdorf bei Rattelsdorf. Im Vergleich zu den aus merovingischen Gräbern weiter mainabwärts stammenden Keramikfunden muß man annehmen, daß sowohl die Ansiedlung auf dem nachmaligen Domberg als auch die Niederlassung in der Maintalebene im Bereich des 741 bezugten Königshofes Hallstadt spätestens im 7. Jh., möglicherweise sogar noch am Ende des 6. Jh. n. Chr. einsetzte. Die gleiche Art vorkarolingisch-merowingerzeitlicher, auch frühslawischer Keramik liegt vornehmlich von Schlammersdorf, aber auch noch von weiteren Fundstellen vor.

Diese frühmittelalterlichen-vorkarolingischen Funde verteilen sich wiederum auf jenes Gebiet, das auch während der jüngeren vorgeschichtlichen Perioden und in der germanischen Frühzeit vorzugsweise besiedelt war, nämlich auf die Talzüge von Main und Regnitz und ihren Nebenflüssen, Talterrassen und Randhöhen. Dabei spielen alte Fernverkehrsstraßen und die Flüsse als Transportmittel eine wichtige Rolle, wobei die Erforschung der Altstraßen unter archäologischen Aspekten sehr problematisch ist. Solche frühen Fernverkehrsverbindungen führten an ihren Knotenpunkten zu Wasser und zu Lande in der Übergangszeit von der Merowinger- zur Karolingerzeit zur Errichtung des Königshofes Hallstadt mit der dazugehörigen Festung Babenberg, deren Siedlungsbeginn an beiden Plätzen spätestens im 7. Jh. durch Ausgrabungen gesichert ist. In ähnlicher Weise mögen die Verhältnisse beim Königshof Forchheim gelegen haben, das als Altenforchheim links der Regnitz beim heutigen Burk mit der Altenburg auf der Pilodesflur durch Lesefunde wahrscheinlich gemacht wurde. Der Slawist H. Kunstmann und der Rezensent sehen hierin auch den Standort des berühmten und umrätselten Schlachtortes Wogastisbure, bei dem Samo das Heer Dagoberts I. vernichtend besiegte. Der Königshof Königsfeld an alter kaiserlicher Straße ist zweifelsohne Mittelpunkt einer frühmittelalterlichen Eisengewinnung und Verhüttung der kreidezeitlichen Alberze gewesen, die zu den wenigen Bodenschätzen unseres Landstriches gehören.

Mit den erwähnten Königshöfen wird die obrigkeitliche frühmittelalterliche Organisation am Obermain und Regnitz sichtbar, die vielleicht schon in vorkarolingischer Zeit besser ausgebaut war, als wir bei den wenigen erhaltenen Nachrichten annehmen können. Durch den eindrucksvollen Ausbau der königlichen Burg auf dem Domberg gegen 800 manifestiert sich die entgeltliche Konsolidierung der fränkisch-karolingischen Großmacht hierzulande.

Wie schon eingangs hervorgehoben, ist das Kapitel über die Slawen in Oberfranken von besonderer Bedeutung, da es inzwischen gelungen ist, deutsch von slawischer Keramik zu unterscheiden und die auch als Mischform bezeichnete „wellenbandverzierte Keramik“

herauszuarbeiten. Die Lesefunde und das Material der auf der Wüstung Schlammersdorf durchgeführten Grabungen haben gezeigt, daß dieser Mischname aus dem slaw. PN Slavomir und dtsh. GW-dorf nicht nur ein linguistisches Toponym ist, sondern daß hier tatsächlich schon im 7. Jh. Slawen und Deutsche nebeneinander siedelten, wobei auf diesem Platze neben mittel- und jungsteinzeitlichen Artefakten auch spätgermanische Niederschläge gefunden wurden. Der Anteil der slawischen Keramik liegt bei ca. 35%, der von der Domburg und Hallstadt bei 5%, woraus man dort vielleicht auf Tributleistungen slawischer Siedler schließen kann. Im übrigen hat sich in Oberfranken die Assimilierung slawischer Bevölkerungselemente auf friedlichem Wege vollzogen. Die Auswertung der Keramik, die sich auf ganz Oberfranken erstrecken wird, hat nicht nur den archäologischen Beweis für die Siedeltätigkeit von Slawen am Obermain erbracht, sondern sie bietet gleich zu Anbeginn die Möglichkeit zu einer Differenzierung, sodaß detailliertere Aussagen zu den einzelnen Siedlungen und ihrem jeweils besonderen Charakter angestrebt werden können.

Nach einem Abschnitt über Haus-, Hof- und Siedlungsformen, wobei W. Sage die archäologische Problematik aufzeigt, werden Wehranlagen des frühen bis hohen Mittelalters abgehandelt, wobei die Babenburg als Mittelpunktsburg einen bedeutenden Rang einnimmt. Als bisher einzige Befestigungsanlage kann hinsichtlich ihrer Konstruktionsmerkmale die bei Laineck (Bayreuth) als von Slawen erbaut angesehen werden, wenn auch vermutlich in deutschem Auftrag. Bei den Siedlungsfunden spricht die mengenmässige Zunahme der Keramik auch für eine merkliche Zunahme der Bevölkerung zwischen 800 und 1000. Indiz hierfür sind auch die Reihengraberfelder der karolingisch-ottonischen Zeit. Die Ergebnisse der Kirchengrabungen werden in einem weiteren Abschnitt für die Siedlungsgeschichte nutzbar gemacht, woran sich zum Schluß die Gründung des Bistums Bamberg und ihr archäologischer Niederschlag anfügt, ein wichtiger terminus ante quem. Hier hat ja der Autor selbst entscheidende Entdeckungen gemacht und ausführlich hierüber berichtet.

Der Verlag sollte unbedingt in einer 2. Auflage einige redaktionelle Mängel hinsichtlich der Abbildungszuordnung ausmerzen. Amsonsten kann man den Herausgeber und seine Mitautoren zu dieser umfassenden archäologischen Siedlungsgeschichte Oberfrankens uneingeschränkt beglückwünschen.

Hans Jakob

Петър Динев (red.), *Кирило-Методиевска енциклопедия*, т. I, А-3, София 1985, ss. 740.

Przed kilkunastu laty w Instytucie Literatury Bułgarskiej Akademii Nauk podjęto pod kierunkiem akad. P. Dinekowa rozległe prace nad trzynomową Cyrylo-Metodejską encyklopedią. Pierwszy jej tom autorsko ukończony w 1981 r. ukazał się w druku w 1985 r. Obejmuje on oprócz przedmowy, w której wyłożono zasady opracowania i wykazu czasopism (wśród których znajduje się również „Slavia Antiqua”) zestaw haseł na litery A (s. 19 - 143), B (s. 144 - 310), W (s. 311 - 471), G (s. 471 - 570), D (s. 570 - 629), E (s. 629 - 680), Ż (s. 680 - 706) i Z (s. 706 - 740). W sumie opracowano dane obejmujące 8 liter.

Hasła obejmują najważniejszą problematykę dotyczącą zagadnień cyrylo-metodejskich. Umieszczono w nich także biografie wybitnych specjalistów, którzy wnieśli wkład w jej poznanie, zarówno osób zmarłych, jak żyjących. W ten sposób znalazło się też hasło poświęcone Aleksandrowi Brücknerowi, w którym mylnie zaznaczono, że Tarnopol leży w dzisiejszej Polsce (s. 243). Uwzględniono również zagadnienia związane z archeologią. O objętości haseł świadczy kilka poniższych przykładów. Awarom poświę-

cono s. 27 - 34, architekturze w Bułgarii w wiekach IX - XI — p. 109 - 122, Wielkiej Morawie — s. 340 - 355, Wenecji — s. 362 - 366 (ale brak wzmianki o polskich badaniach na Torcello), sztuce w Bizancjum w IX - X — s. 390 - 399, Bizancjum — s. 399 - 419, Bizancjum i Rzymowi do końca IX w. — s. 419 - 428, Bizancjum i Słowianom — s. 428 - 438 oraz księstwu Wiślan — s. 444 - 447. Wszystkie hasła zaopatrzone w obfitą bibliografię (najsłabiej przedstawia się znajomość polskiej literatury przedmiotu) są podpisane imieniem i nazwiskiem ich autora. Welegrad — główne centrum Wielkiej Morawy, M. Dejanowa skłonna jest (s. 336 - 339) lokalizować w Starym Mieście pod Uherskim Hradištěm. Autorka zgodna jest w tym względzie z opinią V. Hrubého, za którym również powtarza zdanie o znalezieniu w Starym Mieście baptysterium. Nieraz już zwracałem uwagę, że argumentacja Hrubego jest mało przekonująca. Ostrożniej wypowiada się w materii głównego miasta Wielkiej Morawy G. Sotirov w artykule poświęconym kwestii grobu św. Metodego (s. 551 - 553).

Nawiasem dodam, że swego czasu (W. Hensel, np. *Archeologia i prahistoria*, Wrocław — Warszawa — Kraków — Gdańsk 1971, s. 274) wskazywałem na możliwość, że „etymologia określenia Veligrad — Wielki Gród nie sprzeciwia się możliwości hipotezy, że słowo wielki oznacza w nim tyle samo, co stary, czyli, że byłaby tu mowa o starym grodzie Roścysława, który nie musiał być aktualnie głównym grodem Świętopelka. Jeśli domysł ten jest słuszny, to określenie Stare Město stanowiłoby zwykłe tłumaczenie mienia Veli-grad” (lub Velegrad, Velehrad). Zob. też *Słownik starożytności słowiańskich*, t. VI, s. 358 - 359.

Omawiane dzieło stanowi wybitne osiągnięcie nauki bułgarskiej i wydane zostało na dobrym kredowym papierze oraz opatrzone licznymi, w tym także barwnymi, ilustracjami. Należą się za nie redakcji i autorom słowa wielkiego uznania. Z niecierpliwością też oczekiwać będziemy ukazania się dwóch dalszych tomów tego monumentalnego wydawnictwa.

W. H.

Г. Э. Санчук, Й. Поулик (red.), *Великая Моравия, её историческое и культурное значение*, Moskwa 1985, ss. 288.

Jako wynik współpracy Instytutu Słowianoznawstwa i Bałkanistyki A. N. ZSRR oraz Instytutu Czechosłowackiej i Powszechnej Historii A. N. ČSRs i Instytutu Nauk Historycznych Słowackiej Akademii Nauk ukazała się podana w tytule książka.

Oprócz przedmowy od kolegium redakcyjnego (s. 3 - 5) opublikowano w niej poniższe prace: Г. Э. Санчук, *Некоторые итоги и перспективы изучения Великой Моравии* (s. 6 - 28); Й. Поулик, *Вклад чехословацкой археологии в изучение истории Великой Моравии* (s. 28 - 49); Ю. Ф. Иванов, *Великая Моравия в русской дореволюционной историографии* (s. 50 - 66); Г. Э. Санчук, *Великая Моравия в советской историографии* (s. 67 - 81); П. Раткош, *Великая Моравия — территория и общество* (s. 81 - 95); Л. Гавлик, *Государство и держава моравян (К вопросу о месте Великой Моравии в политическом и социальном развитии Европы)* (s. 96 - 107); Д. Бялева, *Развитие форм поселений в Великой Моравии* (s. 108 - 125); Б. Хроповский, *К проблеме возникновения и развития специализированных ремесел в Великой Моравии* (s. 126 - 143); А. Руткай, *Войско и вооружение в великоморавский период* (s. 143 - 159); Д. Тржештик, *Великая Моравия и возникновение государства Пржемысловцев (Святополк и Боржислав)* (s. 160 - 174); Р. Вечерка, *Письменность Великой Моравии* (s. 174 - 195); Б. Н. Флоря, *К оценке исторического значения славянской письменности в Великой Моравии* (s. 195 - 217); Е. М. Верещагин, *Великоморавский этап развития первого литературного языка славян; становление терминологической лексики* (s. 217 - 238); Я. И. Щапов, *»Номо-*

канон» *Методия в Великой Моравии и на Руси* (s. 238 - 253); A. A. Турилов, *К истории великоморавского наследия в литературах южных и восточных славян* (Слово »О похвале Богородице Кирилла Философа« в рукописной традиции XV - XVII вв) (s. 253 - 269) oraz A. И. Погов, *Великая Моравия в письменности Древней Руси* (s. 269 - 281). Tom zamykają zestawienie skrótów, indeks nazwisk oraz spis treści.

W sumie w omawianej publikacji ogłosiło swe prace 8 autorów z Czechosłowacji i 7 z ZSRR.

W przedmowie dano krótką informację o historii prac nad książką oraz podano dane o autorach poszczególnych rozpraw. Przypomniano, że współpraca na tym polu sięga lat czterdziestych, kiedy to w pracach podobnego typu brał aktywny udział nieżyjący już Zdenek Nejedlý, późniejszy prezes Czechosłowackiej Akademii Nauk.

Praca zrealizowana została w ramach kompleksowych badań problematyki etnogenezy i wczesnofeudalnych państw, należących do najważniejszych zadań wieloletniego planu badawczego Instytutu Słowianoznawstwa i Bałkanistyki A. N. ZSRR. Wspomniano też, że publikowane dzieło jest przykładem interdyscyplinarnego podejścia do tych kwestii.

Artykuł „Niektóre rezultaty i perspektywy badania Wielkiej Morawy” G. E. Sanczuk rozpoczyna od prezentacji krótkiej historii badań nad Wielką Morawą. Na początku objaśnia, że „wczesnofeudalne zachodniosłowiańskie państwo IX w., znane pod nazwą »Wielka Morawa«, było w zasadzie usytuowane na terytorium współczesnej Czechosłowacji; centralnym regionem tego państwa była Morawa i zachodnia Słowacja. W okresie rozkwitu Wielkiej Morawy — w drugiej połowie IX w., za książąt morawskich z dynastii Mojmirowiczów — Rościsława (846 - 870) i Świętopelka (870 - 894), do strefy jej politycznej władzy włączone zostały liczne obszary: część dolnej Austrii (do rz. Dunaju), duża partia basenu rzeki Odry (Śląsk), obszar górnego biegu Wisły, Czechy, część terytorium połabskich Serbów, najprawdopodobniej dolna Panonia. W okresie największego rozkwitu Wielkiej Morawy jej sąsiadami byli z jednej strony — wschodniofrankońskie królestwo z jego pogranicznymi marchiami (Turyngia, Bawaria, Austria, Karyntia), z drugiej — cesarstwo bułgarskie (na południowym wschodzie, po środkowy bieg rz. Cisy), a na północy — liczne polityczne ugrupowania połabskich, nadbałtyckich i polskich Słowian. Na południu Wielka Morawa miała przez jakiś czas kontakt ze sferą wpływów Bizancjum (na południe od Panonii) za pośrednictwem politycznych ugrupowań Słowian południowych. Trudno określić północno-wschodnią i wschodnią granicę państwa morawskiego, dlatego granicę tutaj przedstawić można w zasadzie w formie hipotezy [...]. Dopływy rzeki Morawy określały w przybliżeniu początkowe historyczne terytorium Morawy, które według ustaleń nowszych historyków obejmowało więcej jak 40000 km². W połowie IX w. na terytorium Morawy żyło ponad 250000 ludzi. Gęstość zaludnienia była nierównomierna. Była ona największa w basenie rz. Morawy”. Autor przyjmuje, że była to ludność słowiańska z nieznaczną domieszką elementów awarskich. Brak natomiast — według niego — dowodów przeżytków celtyckich i germańskich. G. E. Sanczuk sądzi, że ludność słowiańska osiadłszy na wyżej podanym terytorium centralnym podzieliła się na dwa odłamy, które zachowały jednak tradycyjną nazwę ustaloną od miejsca swego nowego zamieszkania, z czasem Morawianie. Dlatego w źródłach pisanych („Geograf bawarski”) wzmianka o Marharii siedzących nad rzeką Morawą i Merehani, mieszkających najpewniej w zachodniej Słowacji.

„Swoje nazwanie — pisze Sanczuk — Wielka Morawa, pierwsze wczesnofeudalne państwo zachodniosłowiańskie IX w., uzyskała w czasach Konstantyna Porfirogenety, który w 13 rozdziale swego znanego dzieła dodał epitet Wielka do Morawy. Wypada wspomnieć, że autor ten nazywał Wielkimi i niektóre inne państwa, np. Chorwację, Armenię. Wymieniwszy określenie Wielka Morawa, Konstanty Porfirogeneta mówi więc po prostu o Morawie, bez przydatku wielka [...]. Nazwanie Wielka Morawa przyjęte za Konstantynem Porfirogenetą weszło do późniejszych dzieł łacińskich (Magna Moravia) i do zabytków starosłowiańskiej literatury”. Stwierdziwszy, że istnieją podstawy, by powiedzieć,

że określenie wielka nie łączyło się początkowo z wielką historyczną rolą Morawy, to ze względu na funkcję, którą ona później spełniała także w rozwoju piśmiennictwa słowiańskiego, są podstawy, by miana tego można było używać. Faktyczny okres — dodaje Sanczuk — wielkości Morawy w rozumieniu politycznym nie trwał długo. Miał on miejsce w czasach księcia Świętopełka (870 - 894). „Ten krótki okres miał jednak ogromne znaczenie ze względu na liczne jego głębokie skutki na wielu płaszczyznach (struktury państwowej, ideologii, piśmiennictwa)”.

Badania nad dziejami Wielkiej Morawy sięgają — wspomina Sanczuk — XVIII w., intensywnie rozwijały się w XIX w., ale szczególnie w naszym stuleciu. Wybitne osiągnięcia na tym polu ma marksistowska historiografia w okresie od końca lat czterdziestych XX w. do lat osiemdziesiątych (ale dodajmy, że praktycznie do dziś — W. H.).

Sanczuk przypomina, że początkowe badania nad omawianą przez niego problematyką ograniczały się do analizy źródeł pisanych, czego nie zaniechano w latach nowszych. Dowodem tego jest np. wydanie w Brnie w latach 1966 - 1976 źródeł pisanych. Charakteryzując poprzednie prace Sanczuk przypomina o sporach natury metodologicznej nad charakterem państwa wielkomorawskiego, stwierdzając, że zwyciężył marksistowski pogląd o jego wczesnofeudalnych cechach. Niemniej są to kwestie, które wymagają dalszych studiów. Wspomina o ustalonych związkach między Wielką Morawą a poprzedzającymi ją tutaj formami słowiańskimi. Możliwe jest — pisze — znaczenie w tych procesach Awarów i Franków.

Z kwestii dyskusyjnych wymienia Sanczuk przede wszystkim „zagadnienie o stopniu i areale feudalizacji społeczeństwa Morawy i o poziomie feudalnego państwa morawskiego. Historycy do tej chwili różnią się w opinii na ich temat. Część sądzi, że państwo morawskie osiągnęło w drugiej połowie IX w. pierwszą fazę społeczeństwa feudalnego, inni dowodzą, że problem o klasowym zróżnicowaniu wielkomorawskiego społeczeństwa jest bardziej skomplikowany i dotąd nie można wskazać, jaki stopień rozwoju osiągnęło w tym okresie”.

Na podstawie źródeł i danych porównawczych, według Sanczuka „nie budzi wątpliwości feudalny charakter społeczności morawskiej w IX w.”

Dalszy etap w rozwoju badań rozpoczął się — zdaniem Sanczuka — na początku 1969 r. Niezależnie od publikacji, wymienionych wyżej źródeł pisanych, nowe cenne dane przyniosły też badania archeologiczne.

W dyskusji nad specyfiką morawskiej narodowości ważne interpretacje przyniosły prace W. D. Koroliuka i H. Łowmiańskiego. Prof. Sanczuk wylicza następnie kolejne problemy, które mogą wzbogacić dyskusję, a mianowicie: 1) typy państwowości narodowości Wielkiej Morawy, przy wykorzystaniu także cyrylo-metodejskich dzieł prawnych, których część powstała na Morawie (wkład swój na tym odcinku mają obok czeskich także radzieccy uczeni); 2) rozszerzanie się granic Morawy i tzw. wewnętrzna kolonizacja; 3) relacje do państwa wschodniofrankońskiego łącznie ze zwalczaniem mylnych teorii niektórych historyków zachodnioniemieckich. W tym względzie ważne było ukazanie walk Morawy przeciw agresji wschodniofrankońskiej i ich roli jako bariery w działaniach przeciw włościom słowiańskim (a więc hamowania tzw. polityki wschodniej); 4) początki chrystianizacji Morawy, na którym to polu, zwłaszcza odnośnie do misji bizantyjskiej, zrobiono bardzo dużo m.in. dzięki znakomitym odkryciom archeologicznym; 5) cyrylo-metodejskie problemy; 6) przyczyny i odrębności przekształcania się dawnego państwa morawskiego w rzeszę wielkomorawską. W ramach problematyki sytuacji międzynarodowej centralnym zagadnieniem jest 7) potrzeba dalszego oświetlenia relacji Wielkiej Morawy do państwa wschodniofrankońskiego. Należy krytycznie ustosunkować się do nacjonalistycznej koncepcji współczesnych burżuazyjnych historyków, głównie zachodnioniemieckich, jakoby Morawa stanowiła część Germanii i świata zachodniego (Abendlandu), a frankońsko-morawskie relacje są rozpatrywane jako stosunek kraju przynależnego do frankońskich królów i cesarzy (s. 18).

Stwierdza dalej, że problemy relacji wschodniofrankońskich z Wielką Morawą były

wszechstronnie zanalizowane przez badaczy czechosłowackich w łączności z krytyką wybitnych niemieckich przedstawicieli Ostforschung w latach 1950 - 70. W rezultacie da się stwierdzić: „Wielką Morawę na żadnym jej etapie nie można rozpatrywać ani w prawnych, ani w faktycznych kontaktach jako części państwa Franków”.

„Dyskusyjną pozostaje — pisze autor (s. 18) — jednak interpretacja niektórych historyków świadectw źródeł o stosunkach morawsko-frankońskich w duchu pełnego kwestionowania na niektórych etapach zależności Morawy od państwa Franków. Jeżeli faktycznie trudno mówić o realnym prawnym i politycznym uzależnieniu Morawy przez królestwo wschodniofrankońskie, to szereg konkretnych danych można rozpatrywać jako przyznanie księciom morawskim imperatorskiego i królewskiego protektoratu w celu ustanowienia pokojowej egzystencji i zawarcia układu o nieagresji, co nieraz łączyło się ze zobowiązaniem ze strony Morawy płacenia jakiejś symbolicznej daniny (trybutu). Trzeba mieć w polu widzenia fakt, że w tych czasach taką formę przybierały często pokojowe kontakty między różnymi państwami”.

Dalsze uwagi dotyczą zagadnień związanych z działalnością Cyryla i Metodego i chrystianizacji Morawy przed nastaniem misji braci soluńskich. Mówi się dalej o dyskusji datowania początku ich pracy nad piśmiennictwem słowiańskim. Część z tych kwestii została rozwiązana, część wymaga dalszych badań. Niezależnie od różnych jeszcze luk autor stwierdza (s. 20), że „rozstrzygające znaczenie ma ogólny ważny wynik badania tej problematyki w całej marksistowskiej historiografii ostatnich dziesięcioleci. On zamyka się przede wszystkim w stwierdzeniu, że Wielka Morawa była wczesnofeudalnym państwem, odgrywającym wielką historyczną rolę w życiu nie tylko słowiańskich narodów, ale w całej Środkowej i Południowowschodniej Europie, w zatrzymaniu naporu frankońskiego państwa na wschód. Wielka Morawa była równoprawnym partnerem wschodniofrankońskiego królestwa i razem z innymi tworzyła rzymski świat chrześcijański (orbis romani christiana), odgrywała wielką rolę w stosunkach międzynarodowych, we wzajemnych relacjach w szczególności z państwem frankońskim, rzymską kurią i Bizancjum. Odegrała dużą rolę w formowaniu się słowiańskiej kultury”. Chciałoby się tu powiedzieć — w rozwoju słowiańskiej kultury we wczesnym średniowieczu.

W dalszych akapitach rozpatruje Saneczek osiągnięcia na odcinku sztuki i architektury Wielkiej Morawy, a także problematykę krytykowania części przez niego podejmowanych zagadnień przez niektórych uczonych zachodnich. Zamyka swe uwagi krótkim omówieniem znaczenia, jakie będzie miało dla omawianej przez niego problematyki zacieśnienie współpracy między uczonymi czechosłowackimi a radzieckimi.

Wywody Saneczka interesujące z wielu punktów widzenia wspiera bogata dokumentacja. W sposób bardzo skromny uwzględniono w niej prace uczonych polskich. Nie podjęto dyskusji z wysuniętą sprawą przynależności czy większej początkowo bliskości grupy czesko-morawskiej do Słowian południowych.

Swego czasu pogląd taki głosił A. A. Szachmatow (1864 - 1920). Pisał o tych kwestiach m.in. J. Czekanowski (1882 - 1965). W dziele *Wstęp do historii Słowian — Perspektywy antropologiczne, etnograficzne, prehistoryczne i językoznawcze*, Lwów 1927, s. 127 twierdził: „Wsunięcie się rygla niemieckiego od zachodu wzdłuż Dunaju, oraz usadowienie się Węgrów w środkowej części jego dorzecza, zerwało łączność Czechów i Słowaków ze Słowianami południowymi i nawiązało ich z powrotem ściślej do Słowiańszczyzny zachodniej”. Wzmiankował o tym później np. w książkach: *Polska synteza slawistyczna w perspektywie ilościowej*, Kraków 1947, s. 6, i *Polska—Słowiańszczyzna — Perspektywy antropologiczne*, Warszawa 1948, s. 211. Szczególnie mocno podkreślał to J. Nalepa (*Słowiańszczyzna północno-zachodnia. Podstawy jedności i jej rozpad*, Poznań 1965), pisząc o początkowym wspólnym procesie zróżnicowania dialektycznego grupy czesko-morawsko-słowackiej oraz języków południowosłowiańskich. Napomykała też o tym Z. Kurnatowska (*Słowiańszczyzna południowa*, Wrocław — Warszawa — Kraków — Gdańsk 1977, s. 10). O bliskich relacjach ze Słowiańszczyzną południową Moraw i Słowacji był przekonany F. Dvornik (1893 - 1975).

J. Poulík daje syntetycznie ujęty obraz dotychczasowych osiągnięć archeologicznych w badaniach nad Wielką Morawą. Jest to ujęcie kompetentne, napisane przez jednego z najbardziej zasłużonych dla odkrycia na nowo Wielkiej Morawy archeologów czechosłowackich.

Wspomnę tu jedynie, że J. Poulík nie zgadza się (s. 29/30) z opinią m.in. V. Hrubého jakoby słowiańskie osady istniały nad środkowym Dunajem już w końcu IV i na początku V w. n.e. Kwestionuje więc słowiańskość późnorzymskiej osady w Zlechowie pod Uherskim Hradištěm oraz stanowisk z tego okresu we wschodniej Słowacji (tzw. typ preszowski). Za najstarsze w Czechosłowacji uznaje zabytki praskiego typu z VI w., wspominając przy tym m.in. o osiedlu z półziemiankami (4×4 m) w Mutěnicach, gdzie znaleziono m.in. sprzączki bizantyjskie z drugiej połowy VI w.

Interesująca jest wzmianka o odkryciu (s. 31) jamy ofiarnej wypełnionej popiołem, w której znaleziono ceramiczne figurki, m.in. konie, bydło rogate oraz siodła. Wspominając o nim Poulík cytuje pogląd D. Bialekovej z 1967 r. o analogii pochodzącej z Azji. Miały one związek — według autorki — z kultem szamańsko-zoroastryjskim. Analogia to ciekawa, ale nie sądzę, by istniały genetyczne relacje między tymi faktami. Wspólne im było przeznaczenie kultowe.

J. Poulík wykorzystuje też nowsze dane uzyskane w badaniu obiektów wielkomorawskich, a także wyniki osiągnięte przez przedstawicieli dyscyplin wspierających, m.in. botaników, mówiących o wysokiej kulturze osiągniętej w zakresie uprawy wielu roślin, a wśród nich także ogórków.

Tytuły dalszych umieszczonych w tej książce rozpraw mówią o bogactwie jej treści i wielodyscyplinarnym ujęciu całej problematyki. Książka ta nie tylko upowszechnia wiedzę o osiągnięciach na polu znajomości problematyki Wielkiej Morawy, lecz także wydawnie rozszerza horyzonty jej poznania.

Na zakończenie wspomnę, że w roku 1985 ukazała się nowa książka J. Poulíka, B. Chropovskiego i praca zbiorowa *Velká Morava a počátky Československé státnosti* (Praha — Bratislava, 1985, ss. 303 z licznymi ilustracjami, w tym także kolorowymi).

Witold Hensel

H. Lüdtke, *Die mittelalterliche Keramik von Schleswig. Ausgrabung Schild 1971 - 1975*, „Berichte und Studien”, nr 4, 1985, ss. 163, 68 ryc., 56 tab., 41 tabl.

Omawiana praca dotyczy ceramiki naczyniowej pozyskanej w trakcie prac wykopaliskowych na stanowisku Schild, położonym na terenie starego miasta w Schleswigu. Składa się ona z 9 rozdziałów, przy czym pierwszy i ostatni to krótkie wstęp i zakończenie.

We wstępie (rozdz. 1) zamieszczono garść danych na temat historii badań oraz sprecyzowano cele przyświecające studiom autora: określenie funkcji analizowanych naczyń, charakteru lokalnej wytwórczości garncarskiej, kierunków napływu do Schleswigu importów ceramicznych oraz porównanie roli Haithabu i Schleswigu w świetle analizy źródeł ceramicznych (s. 10). Następnie (rozdz. 2) omawiane są metody opracowania materiałów. Podkreślenia warte są zamieszczone w tej części pracy dane dotyczące rozkładów przestrzennych ceramiki w obrębie poszczególnych działek i warstw. Przypomnijmy, iż przedmiotem analiz szczegółowych było 55 000 fragmentów naczyń. Z każdego m³ ziemi, jak podaje autor, pochodziło średnio 20 sztuk ceramiki o średniej wadze 370 g.

Charakteryzując kryteria wydzielania form naczyń (rozdz. 2.3), autor akcentuje różnicowany ich charakter. Nie zawsze są też one wewnętrznie spójne. Przyczyn tego

stanu rzeczy należy szukać, jak zauważa Lüdtkę, w tradycji wspólnej autorom z różnych krajów zachodnioeuropejskich. Kryteria te nawiązują więc zarówno do miejsc wytwarzania naczyń (np. ceramika z Andenne), cech technologicznych (np. kamionka), a nawet wystroju powierzchni (np. naczynia szklwione). Są to więc kryteria mało spójne, częściowo pokrywające się. Decydując się na zachowanie istniejącego nazewnictwa, autor podkreśla wyłącznie praktyczny motyw tej decyzji, głównie chęć nawiązania do podziałów funkcjonujących od lat w literaturze przedmiotu.

Cechy naczyń, w liczbie 26 dla każdego fragmentu naczynia, rejestrowano w pamięci komputera. Postępowanie to ułatwiało, jak stwierdzono w pracy, zarówno wyszukiwanie potrzebnych w danym momencie informacji, jak i przeprowadzenie niezbędnych obliczeń statystycznych. W ten sposób zredukowano też ilość czasu niezbędnego dla przeprowadzenia badań.

Podstawy datowania absolutnego warstw scharakteryzowano w rozdz. 3. Składają się na nie dane dendrochronologiczne oraz znaleziska nielicznych, co prawda, monet, datowanych pomiędzy XI - XIII stuleciem. Dane te, synchronizowane sukcesywnie z bogatą stratygrafią stanowiska, umożliwiły wydzielenie faz osadnictwa zamykających się pomiędzy XI a końcem XIV w. Autor zauważa niską przydatność do celów wnioskowania niektórych typów wylewów. Niektóre z nich bowiem nie wykazywały zmienności formy nawet w przeciągu 200 - 300 lat. Równocześnie odnotowano, iż cechy technologiczne ceramiki mają taką samą przydatność do celów datowania, jak i szczegóły morfologii.

W rozdziale 4 analizowane są wydzielone przez autora grupy ceramiki pochodzenia miejscowego i obcego. W tej pierwszej mieści się przede wszystkim tzw. ceramika szara (Grauware), datowana na XI - XII w., reprezentująca 17% znalezisk z tego okresu. Jej sukcesorem — w sensie chronologicznym i technologicznym — są wyroby typu Paffrath, z charakterystyczną metaliczną powierzchnią. Dla czytelnika polskiego interesujące będą zapewne dane dotyczące ceramiki tzw. bałtyckiej (Ostseeware), stanowiącej w zespołach z XI i XII w. do 6% ogólnej liczby znalezisk. Wyroby te nawiązują do różnych typów ceramiki zachodniosłowiańskiej; analogie ich, jak podkreśla Lüdtkę, znaleźć można wśród zespołów ceramiki pochodzącej ze Szczecina i Wolina, datowanych na XI - XII w. (tamże, s. 51). Znaleziska ze Schleswigu są wszakże, jak przypuszcza autor recenzowanej pracy, dziełem małych, lokalnych warsztatów.

Wśród ceramiki pochodzenia miejscowego istotne miejsca zajmują wyroby wykonywane z surowców wypalających się na kolor czerwony (rote Irdenware). W Schleswigu występowały one w dwóch odmianach: ze szklwem typu ołowiowego oraz bez szklwa. Ich produkcja nie była czymś marginalnym, zważywszy, iż w zespołach z XIII - XIV w. stanowiły one 12% ogółu ilości znalezisk.

Wśród wyrobów importowanych na czoło wysuwają się znaleziska ceramiki typu pingsdorfskiego, występującej w trzech odmianach surowca: białej, żółtej i ciemno-oliwkowej. Tylko odmiana żółta ma tu, jak zauważa Lüdtkę, walor wyznacznika chronologii, co pozwala zawęzić chronologię ceramiki tej grupy do wieku XII. W pozostałych przypadkach datowanie jest ramowe: XI - XII w. Omawiane wyroby występowały w Schleswigu w ilościach do 6%.

W podobnych proporcjach zidentyfikowano wspomiane wyżej wyroby typu Paffrath. Natomiast zdecydowanie mniej, bo około 1%, stwierdzono wśród zespołów z XII w. ceramiki z Andenne. Występowała ona tu w dwóch odmianach: ze szklwem barwy żółtej i pomarańczowej. Wreszcie chronologicznie najmłodsze — to fragmenty szklwionych naczyń z bogatą dekoracją plastyczną z ośrodków w Rouen i Grimston oraz wczesne kamionki nadreńskie. Wszystkie te wyroby datowane są na wiek XIII i występują w zbliżonych, minimalnych ilościach.

W dalszej części (rozdz. 5) autor analizuje funkcję naczyń oraz zastanawia się nad wielkością zapotrzebowania poszczególnych domostw na produkty garncarskie. Wydzielono 4 główne typy funkcjonalne ceramiki: garnek, dzban, misę i lampę oliwną. Analiza wykazała, iż na początku XIII w. pojawiły się w Schleswigu dwie spośród nich: dzban

i misa. Równocześnie okres ten zbiega się z zanikiem lampek oliwnych, powszechnie występujących tam w warstwach z XI i XII w.

Przy obliczaniu statystycznych naczyń posłużono się znanymi metodami pomiaru, którego podstawą jest zachowana część obwodu wylewu naczynia. Wyliczenia, jakie autor przeprowadził w tym względzie, zmierzające do ustalenia dynamiki wzrostu zapotrzebowania mieszkańców Schleswigu na wyroby garncarskie wykazały, iż inwentarz poszczególnych domostw zwiększał się pomiędzy XI - XIV w., od 3 do 14 wyrobów. Należy wszakże zaznaczyć, iż miary tej nie można traktować zbyt dosłownie, zważywszy na trudności w określeniu niektórych parametrów będących u podstaw analizy. Na przykład średni czas użytkowania naczynia ustalono opierając się na odległych analogiach etnograficznych; te ostatnie zdecydowano się wykorzystać z braku innych możliwości pomiaru.

Kolejny wątek analizy, któremu w pracy poświęcono więcej miejsca — to technologia produkcji ceramiki pochodzenia miejscowego (rozdz. 6). Przedmiotem zainteresowań autora są tu naczynia o formie kulistej. Zaprezentowano różne sposoby wytwarzania tej grupy ceramiki, ilustrując bogato tekst zdjęciami ułamków naczyń z zachowanymi śladami po technikach produkcji. Dodatkowych walorów dydaktycznych przydają tej części publikacji graficzne rekonstrukcje poszczególnych etapów budowy naczynia. Wykorzystano tu m.in. doświadczenia będące efektem badań etnoarcheologicznych realizowanych w ubiegłych latach na różnych kontynentach.

Zastanawiając się nad stopniem specjalizacji miejscowego rzemiosła Lüdtkę zauważa, iż w przypadku Schleswigu mówić o niej można dopiero w odniesieniu do ceramiki z XIII w., podczas gdy w okresach wcześniejszych mamy do czynienia z mieszanym modelem produkcji: częściowo wytwórczością typu domowego, częściowo rzemieślniczą (rozdz. 6.6).

Kontakty zewnętrzne Schleswigu w świetle przeprowadzonych badań omówiono w rozdz. 7. Przebiegały one, jak zauważa autor, głównie w kierunkach zachodnim i południowo-zachodnim. Badania ceramiki wykazały, iż w XIV w. ośrodek ten nie odgrywał większej roli w handlu dalekosiężnym. Symptomatyczny z tego punktu widzenia jest zwłaszcza brak w warstwach charakterystycznych dla tego okresu kamionek typu siegburskiego. Inaczej miała się sprawa w okresach wcześniejszych. Pozycja Schleswigu może być wówczas porównywana, zdaniem H. Lüdtkę, z Lubeką. Analiza znalezisk z XI i XII w. wskazuje, iż ośrodek ten znajdował się wówczas pomiędzy dwiema dużymi strefami wpływów: z ośrodków położonych w rejonie Morza Północnego — z jednej strony oraz Bałtyckiego — z drugiej. Materiałnym odwzorowaniem pierwszych są stwierdzone badaniami importy z Nadrenii. Z kolei ceramika mająca liczne analogie w ośrodkach położonych w rejonie Bałtyku dokumentuje równie silne związki z tą strefą. W okresie późniejszym (XIII - XIV w.) obserwuje się większą jednolitość produkcji. Wskazywać to może, jak sądzi autor, na istnienie rozległej strefy handlowej obejmującej kraje zachodniej Europy, południową Skandynawię oraz zachodnią część basenu Morza Bałtyckiego.

W końcowej części pracy (rozdz. 8) autor zastanawia się nad związkami chronologicznymi pomiędzy Schleswigiem i Haithabu. Odnotowuje podobną strukturę znalezisk ceramicznych datowanych na wiek XI, co jego zdaniem może być przesłanką wnioskowania na temat podobnych zjawisk będących u genezy tych ośrodków.

Praca H. Lüdtkęgo, choć bezpośrednio dotyczy ceramiki, ma niewątpliwie szerszy wymiar. Nadają jej go te wszystkie wątki dyskusji, które dotyczą powiązań Schleswigu z szerszym kontekstem europejskim, w sensie diachronicznym i synchronicznym. Z tych względów przypuszczać można, iż znajdzie się ona w kręgu zainteresowań nie tylko zajmujących się ceramiką, lecz również szeroko rozumianą problematyką wczesnomiejskich ośrodków europejskich. Odnotowania godna jest też bogata i urozmaicona strona dokumentacyjna opracowania, wydatnie ułatwiająca śledzenie toku wywodu autora. Podkreśłmy wreszcie nienaganną stronę edytorską książki wydrukowanej na kredowym

papierze. Pomijając oczywiste walory estetyczne, odnotować wypada, iż autorowi udało się osiągnąć cel, będący de facto poza zasięgiem autorów prac rodzimych: zamieszczone w książce fotografie, zarówno białe-czarne, jak i barwne, są nie tylko częścią składową pracy, lecz ważnym elementem dokumentacji, o niekwestionowanych walorach dydaktycznych.

Andrzej Buko

B. Mader, *Die Alpenslawen in der Steiermark. Eine toponomastisch-archäologische Untersuchung. Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Schriften der Balkankommission. Linguistische Abteilung 31, Wien 1986, ss. 170, tabl. VI, map 21 (pod opaską).*

Staraniem Austriackiej Akademii Nauk w Wiedniu zostało wydane interesujące studium B. Mader o wczesnośredniowiecznym osadnictwie słowiańskim w Styrii. Autorka jest z wykształcenia filologiem-slawistą i prahistorykiem, podstawą źródłową jej rozprawy są zatem dane toponomastyczne oraz znaleziska archeologiczne. W krótkim wprowadzeniu historycznym przypomina ona pradžejową i rzymską przeszłość Styrii, niepokoje okresu wędrówek ludów zakończone u schyłku VI w. zajęciem dolin wschodnioalpejskich przez Słowian. W następnym stuleciu ukształtowało się tam księstwo karantańskie, uzależnione pod koniec VIII w. przez Karola Wielkiego. Udział w powstaniu antyfrankońskim posawskiego księcia Ljudewita w latach 813 - 823 przyniósł Słowianom Alpejskim utratę resztek niezależności politycznej. Na przełomie IX/X w. ziemiami położonymi u stóp Alp zawładnęli Węgrzy, lecz po zwycięstwie nad rzeką Lech opanowali je Niemcy, tworząc ze Styrii i przyległych marchii w 976 r. księstwo karyńskie. W dwieście lat później, w 1180 r., Styria została wydzielona przez Fryderyka I Rudobrodęgo jako odrębne księstwo.

Podstawową część rozprawy B. Mader stanowi alfabetyczny katalog 618 nazw miejscowych o słowiańskim rodowodzie, które udało się wyróżnić na terenie Styrii. Oprócz elementarnych danych dotyczących dzisiejszego brzmienia toponimu i położenia geograficznego miejscowości autorka przedstawiła średniowieczne wersje nazwy i daje próbę określenia jej słowiańskiej etymologii. Towarzyszy temu analiza fonetyki toponimów oraz ich morfologii. W rezultacie Autorka stwierdza powszechność językowych śladów osadnictwa słowiańskiego w Styrii, w dolinach górnej Anizy (Enns), Mury (Mur) i Müurz oraz na przedpolu Alp nad Rabą (Raab). Sposób zgermanizowania nazw miejscowych pozwala domyślać się dwóch fal kolonizacji bawarskiej: pierwszej, która objęła głównie dolinę Anizy i datowana jest hipotetycznie na okres przed połową VIII w., oraz drugiej, trwającej do X w., która doprowadziła do rozszerzenia się osadnictwa bawarskiego w całej Styrii. Autorka dostrzega w toponimach wiele cech wyróżniających dialekt Słowian wschodnioalpejskich, w sumie jednak sądzi, że odzwierciedlają one całą złożoność stosunków etnicznych tego regionu we wczesnym średniowieczu.

Spostrzeżenia językoznawcze konfrontuje B. Mader z realiami archeologicznymi. Jak wiadomo, wschodnie Alpy oraz ich przedpole były u schyłku I tysiąclecia strefą występowania kultury ketlaskiej (Köttlach). Trudno jednak powiedzieć, iż ten zespół kulturowy został systematycznie rozpoznany, przedmiotem dyskusji są zarówno kryteria archeologiczne jego wydzielenia, jak i sama chronologia. Podobnie jak w sąsiedniej Karyntii i Słowenii podstawą wniosków są przeważnie znaleziska grobowe. Autorka referuje dzieje badań archeologicznych i zestawia pieczołowicie katalog znalezisk z uwzględnieniem warunków odkrycia, inwentarza oraz podstawowej literatury przedmiotu. W sumie jednak katalog ten obejmuje skromną liczbę zaledwie 35 miejscowości (w niektórych po kilka stanowisk). Wobec tego zbioru staje autorka dość bezradnie, stwierdzając, że całościowe ujęcie kultury ketlaskiej w Styrii nie jest w chwili obecnej możliwe.

B. Mader przypomina dość powszechne datowanie tego zespołu od końca VIII do końca X w., a więc jedynie na późny okres osadnictwa słowiańskiego w Styrii. Pod wpływem poglądów H. Mitscha-Märheima kwestionuje ona dość dowolnie ostatnie propozycje P. Korošec i J. Gieslera, uwzględniające też okres wcześniejszy¹, i zarzuca im chęć dostosowania informacji archeologicznych do przekazów historiograficznych mówiących o Słowianach w strefie wschodnioalpejskiej w VII - VIII w. Najbardziej odpowiadałoby jej połączenie kultury ketlaskiej z bawarsko-frankońską infiltracją, lecz wstrzymuje przed tym dostrzegalna zgodność zasięgu występowania znalezisk archeologicznych i słowiańskich nazw miejscowych. Trzeba jednak przyznać, że zasięgi te pokrywały się w górzyszym krajobrazie wschodnich Alp po prostu z obszarem najdogodniejszym dla osadnictwa. Również chronologia powstania słowiańskich nazw miejscowych pozostaje w istocie rzeczy sprawą nie sprecyzowaną, znamy jedynie *terminus ad quem*, poświadczony pojawieniem się toponimu w przekazie pisanym.

Niemniej jednak zasięg i gęstość słowiańskiej toponimii skłania B. Mader do sformułowania wniosku o znacznej sile żywiołu słowiańskiego w Styrii i jego długim trwaniu, mimo rozwoju osadnictwa bawarskiego. Przemawiałoby za tym również przekazy dotyczące misji chrześcijańskiej i nowsze studia nad składem etnicznym miejscowej arystokracji w X w. W świetle źródeł dyplomatycznych słowiańskie imiona występowały w tym regionie aż do XIV w. Wszystko to nastraja sceptycznie autorkę do prób identyfikacji etnicznej kultury ketlaskiej, którą najrozsądniej byłoby uznać, jej zdaniem, za „autochtoniczne zjawisko kulturowe”, powstałe w ramach państwowości karolińsko-ottońskiej; koniec tego zespołu łączyłby się z zanikiem w XI w. obyczaju wyposażenia zmarłych w dary grobowe.

Jak widzimy, rozprawa B. Mader wnosi pewne nowe momenty do dyskusji nad osadnictwem i kulturą Słowian alpejskich. Najcenniejsze jest tu ujawnienie wcale bogatej i różnicowanej toponimii słowiańskiej w Styrii. Mimo wielu zastrzeżeń przedstawiony materiał przemawiałby raczej za słowiańskim charakterem twórców kultury ketlaskiej. W części dotyczącej źródeł archeologicznych autorka czuje się mniej pewnie i przeważnie zdaje się na nie swoje ustalenia analityczne. W istocie rzeczy nie wykorzystuje ona informacji zestawionych w swym katalogu ani też zabytków reprodukowanych na osobnych tablicach (brak tam nawet danych o miejscach znalezienia!). Tymczasem monograficzne opracowanie dotychczasowych znalezisk, mimo ich skromności i przypadkowości, pozwoliłoby posunąć dyskusję nieco naprzód. Można było tu wykorzystać m.in. dobre wzory opracowania słowiańskich znalezisk w sąsiedniej Dolnej Austrii². Krytyczne wykorzystanie danych przedstawionych w rozprawie nie wydaje się poza tym możliwe bez szczegółowej mikroregionalnej analizy osadniczej³.

Na korzyść B. Mader zaliczyć jednak trzeba, że dostrzegła użyteczność konfrontacji tak różnych charakterem źródeł w badaniach nad wczesnym średniowieczem strefy wschodnioalpejskiej. Z pewnością też zebranie przez nią argumentów toponomastycznych i zasygnalizowanie złożonej problematyki archeologicznej jest znaczącym krokiem na drodze do lepszego poznania procesów etniczno-kulturowych, które zachodziły wówczas na obszarze Styrii.

Lech Leciejewicz

¹ P. Korošec, *Zgodnjesrednjeveška arheološka slika Karantanskih slovanov*, I - 2, Ljubljana 1979; J. Giesler, *Zur Archäologie des Ostalpenraumes vom 8. bis 11. Jh.*, *Archäologisches Korrespondenzblatt* 10, 1980, 1, s. 85 i n.

² H. Friesinger, *Studien zur Archäologie der Slawen in Niederösterreich*, I - II, *Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften* XV/XVI, 1971 - 1974; XVII/XVIII, 1975 - 1977.

³ Dobrym wzorem studium tego rodzaju jest ostatnio rozprawa A. Pleterskiego o okręgu Bled nad górną Sawą, zob. tenże, *Župa Bled. Nastanek, razvoj in prežitki*, Ljubljana 1986.

J. Tyszkiewicz, *Ludzie i przyroda w Polsce średniowiecznej*, Warszawa 1983, ss. 289, il. 43.

W pierwszych tygodniach 1983 r. pojawiła się na półkach księgarskich książka J. Tyszkiewicza, *Ludzie i przyroda w Polsce średniowiecznej*, wydana przez Państwowe Wydawnictwo Naukowe.

Celem autora książki było „powiedzieć możliwie dużo o człowieku w średniowiecznej Polsce, kładąc nacisk na oba elementy: istotę ludzką i warunki jej egzystencji w X - XV w. na ziemiach polskich” (s. 7). Wielokierunkowe wzajemne uwarunkowania zachodzące pomiędzy stroną biologiczną a kulturową bytu człowieka ujął autor w ośmiu rozdziałach, których istotę scharakteryzował w sposób następujący:

1) średniowieczne środowisko geograficzne ziem polskich,
2) cechy antropologiczne i ewolucja gatunku homo w ostatnich dwu tysiącleciach w Polsce,

3) człowiek średniowieczny a naturalne warunki ekologiczne,
4) człowiek średniowieczny a kulturowe warunki ekologiczne,
5) polskie miasto średniowieczne jako forma opanowania przestrzeni i kompleks warunków kształtujących populację,

6) średniowieczna selekcja naturalna wśród ludzi (choroby i epidemie),

7) opis rodziny jako podstawowej komórki demograficznej,

8) wykształcenie się instytucji opieki zdrowotnej w Polsce (s. 10).

Zasadniczy wykład uzupełniają trzy aneksy omawiające:

1) polskie tradycje widzenia związków człowieka ze środowiskiem przyrodniczym,

2) najważniejsze choroby znane z polskich *Vita i Miracula* z XIII - XV w.,

3) troska o małe dziecko w Polsce średniowiecznej.

Tekst urozmaicają, a częściowo i uzupełniają 43 czarno-białe ilustracje. Pracę z książką ułatwiają indeksy: rzeczowy, osób i nazwisk, nazw geograficznych i etnicznych oraz spisy: ilustracji i treści.

Zagadnienie podjęte w omawianej tu książce na pewno nie należy do łatwych. Nie więc w tym dziwnego, że dotąd historiografia polska nie doczekała się jego całościowego opracowania. Wymagałoby to nie tylko dogłębnej znajomości wszystkich dziedzin humanistycznych — mediewistyki w najszerszym tego słowa znaczeniu, lecz również znacznej orientacji w zagadnieniach medycznych.

Pod kątem tych wymogów autor, z wykształcenia historyk i archeolog, był szczególnie predestynowany do podjęcia tematu. Od dłuższego czasu bowiem zajmował się tą problematyką oraz miał w osobie żony, lekarza medycyny, dobrego doradcę w sprawach medycznych.

Odpowiednio też do przygotowania autora wypadł tekst, charakteryzujący się na ogół dobrą znajomością tematu, klarownością wykładu oraz szerokimi horyzontami powiązań.

Istotnym udogodnieniem dla czytelnika pragnącego zapoznać się ze stanem opracowania referowanych problemów jest, poprzedzające każdy rozdział, krótkie omówienie osiągnięć oraz potrzeb badawczych nauki polskiej na tym polu, na tle nauki światowej.

Omyłki i nieścisłości występujące w tekście, jak na taką obszerną i w pewnym sensie pionierską pracę, są nieliczne i o małym znaczeniu. Należy do nich np. przypuszczenie, że przybyśze walońscy osiedlili się w drugiej połowie XII w. we Wrocławiu ze względu na zbliżony do ich ojczystego klimat (s. 62), podczas gdy ze źródeł wiadomo, że decydowały o tym zupełnie inne czynniki, m.in. polityka wewnętrzna księcia wrocławskiego oraz powiązania handlowe śląsko-flamandzkie. Przeczy temu przypuszczeniu również fakt licznej obecności Walońów w innych miastach śląskich o odmiennych warunkach ekologicznych (np. Nysa).

Piętą Achillesową oraz swego rodzaju koniem trojańskim jest strona ilustracyjna książki, niwecząca w dużej mierze korzystne wrażenia wyniesione z lektury tekstu. Abstrahując od zwyczajowo fatalnej jakości poligraficznej zdjęć, niezależnej przecież

od autora, zostały one jednak i przez niego potraktowane z niezrozumiałą niedbałością, odsłaniającą poważne niedostatki warsztatowe na pograniczu historii kultury — historii sztuki (szczególnie ikonografii) średniowiecza.

Do pierwszych mankamentów należy słaba korelacja zdjęć z tekstem (np. zupełny brak odsyłaczy) oraz z przedmiotem zainteresowań. Znaczna liczba ilustracji odzwierciedla dorobek kultury zachodnioeuropejskiej, nie zawsze adekwatny do osiągnięć Polski.

Również często dobór ilustracji nie jest szczęśliwy. I tak np. autor wymaga od czytelnika dużej dozy dobrej woli i wyobraźni, aby dostrzegł w ilustracji 9 „uszkodzoną rękawicę wełnianą robioną szydełkiem”, a można byłoby bez kłopotów pokazać taki sam przedmiot w lepszym stanie zachowania i przez to o większej czytelności funkcji.

Krótką charakterystyka treści ilustracji zwięzłym podpisem objaśniającym, potrzebnym z powodu wspomnianego już braku korelacji pomiędzy tekstem a częścią ilustracyjną, okazała się posunięciem bardzo ryzykownym. Ograniczenia wynikające z braku miejsca nie pozwalały z jednej strony na bardziej wyczerpujące wyjaśnienia (np. poinformowanie czytelnika, że zwyczaj noszenia przepasek skórzanych zdobionych metalowymi kwiatami — il. 8 — to wynik wpływu kultury Minnesingerów na ziemię polskie), z drugiej zaś strony otwierały autorowi drogę do błędnych interpretacji. Na przykład według niego tympanon z Wysocic (Małopolska, il. 10), pochodzący z przełomu XII w., przedstawia m.in. „Kobietę na łożu, mężczyznę spowitego w powijaki jak dziecko”. Otóż, głowa osła i wołu przypatrujące się leżącym dwóm postaciom nie pozostawiają żadnych wątpliwości, że scena przedstawia Boże Narodzenie, jak zresztą też podaje *Polska sztuka przedromańska i romańska do schyłku XIII w.*, skąd ilustrację zaczerpnięto. A więc ten „mężczyzna” ma prawo do powijaków!

Błędów takich jest więcej. Il. 43 — fragment chrzcielnicy z kościoła św. św. Piotra i Pawła w Legnicy — nie przedstawia „Matki Boskiej jako matki prowadzącej dziecko w lesie”, lecz realizuje średniowieczny schemat ikonograficzny *hortus conclusum*.

Wykroczeniem przeciwko obiektywizmowi niezbędnemu w takim typie opracowania wydają się podpisy pod ilustracje 20 i 22, ukazujące fragmenty boschowskiego Ogrodu ziemskich rozkoszy, interpretowane przez autora jako: „Wizja zaświatów w kręgu ideologii Begardów” oraz „Adamityzm i obsesje nieczystości”. Twórczość holenderskiego mistrza z Hertogenboscha jest wciąż wielką tajemnicą, a ostatnie lata przyniosły wiele nowych prób interpretacji Ogrodu ziemskich rozkoszy, czy to w kategoriach społeczno-politycznych, czy wiedzy tajemnej. Na przykład niemiecka autorka Rosemarie Schuder, negując za H. Grundmannem, jednym z wybitnych religioznawców, istnienie sekty adamitów swoje zastrzeżenia wobec popartej przez Tyszkiewicza hipotezy podsumowuje następującymi słowami:

„Uzasadnienie całej teorii o przynależności malarza do tajnej sekty (adamitów) jedynie pejoratywnym pojęciem, wydaje się być dziwne, nie do przyjęcia. Pokusa, aby z treści obrazu wnioskować wprost o fundatorze (św. Antoni dla chorych szpitala pw. św. Antoniego, nadzy dla nagich-adamitów) ma wszystkie cechy lekkomyślnego wprowadzenia w błąd”. (*Hieronimus Bosch*, Berlin 1978, s. 107).

Z dalszych przykładów zasługuje na sprostowanie interpretacja ilustracji 42 ze względu na wyjątkowo ciekawą — z czego jednak autor najwyraźniej nie zdawał sobie sprawy — ikonografię związaną z problemami poruszonymi w tekście. Obraz ten J. Tyszkiewicz określa, powołując się na J. Maurin-Białostocką, jako „Mężczyznę z goździkiem i amuletem. Obraz Jana van Eycka. Na piersi zawieszony symboliczny młot Thora z dzwonczkiem”.

Pomijając już wątpliwości co do celowości ilustrowania książki traktującej o zagadnieniach polskich portretów holenderskiego arystokraty, należy stwierdzić, że żadna z objaśnień ilustracji podanych przez autora nie wytrzymuje krytyki. Według J. Maurin-Białostockiej obraz ten nie jest dziełem Jana van Eycka, lecz tylko jednego z naśladowców. Ponadto interpretacja zawieszki na szyi mężczyzny jako młota Thora (tu należałoby wyjaśnić czytelnikowi, czym był „młot Thora”) wydaje się pomyłką. Po pierwsze

— amulety związane z pogańskim kultem północnogermańskiego boga Thora były symbolami waleczności, przede wszystkim jednak płodności, noszonymi tylko do końca XII w.; po drugie — mają inny kształt; po trzecie — były zawieszane odwrotnie, za uchwyt, i po czwarte — nigdy nie występowały razem z dzwoneczkiem. Symbol zaś przedstawiony na obrazie należy do często spotykanych w średniowiecznym malarstwie holenderskim. Zarówno Rijksmuseum w Amsterdamie, jak i Esecorial koło Madrytu posiadają aż kilka portretów arystokratów noszących takie ozdoby. W rzeczywistości zawieszka przedstawia krzyż w kształcie T (thau) — znak św. Antoniego, który w powiązaniu z dzwoneczkiem jest godłem szpitalnego zakonu antonitów, założonego w roku 1095 w la Motteaux-Bois, o wyjątkowym znaczeniu dla średniowiecznego szpitalnictwa. Zorganizowany pierwotnie dla zwalczania wówczas często występującej gangreny, zwanej powszechnie zgorzelą św. Antoniego, zdobył z latami znaczne majątki oraz wiele przywilejów, wśród nich przywilej leczenia papieża. Przez swą pozycję społeczną stał się po zakonie Złotego Runa najbardziej ekskluzywnym zgromadzeniem w Europie Zachodniej późnego średniowiecza. Na dobrowolne poświęcenie szlachcica z il. 42 chorem wskazuje też czerwony goździk w jego dłoni, w symbolice średniowiecznej znak chrześcijańskiej miłości bliźniego — *caritas*.

Również wątpliwe są inne stwierdzenia autora. Trudno dociec, na jakiej podstawie uważa, że „Jeszcze w dobie wojen husyckich nie było psychozy śmierci” (s. 138). Takie przeświadczenie neguje wiele zjawisk w kulturze europejskiej pełnego średniowiecza, jak np. rola tańców śmierci, dialogów żywych ze zmarłymi oraz rozwiniętego kultu św. Krzysztofa — patrona chroniącego przed nagłą śmiercią. Co prawda J. Tyszkiewicz o dwóch pierwszych zjawiskach wspomina, jednak je minimalizuje i w pełni nie docenia. Kult św. Krzysztofa na Śląsku R. Brobst wywodziła w sposób przekonywający w swym świetnym, a niestety wciąż europejskiej historii sztuki nie znanym studium na temat wieży rycerskiej w Siedlęcinie na Śląsku, z kręgu najbliższego otoczenia Leopolda Austriackiego. Wyrazem tej tradycji było przedstawienie św. Krzysztofa oraz dialogu pomiędzy czterema żywymi i czterema zmarłymi na ścianach wieży siedlecińskiej, wzniesionej w latach 1364 - 1368 przez Bolka II świdnickiego dla swej żony Agnieszki, córki wspomnianego cesarza.

Inne nieporozumienie wynika z dziewiętnastowiecznego przeceniania renesansu, implikującego niedocenywanie horyzontów ludzi średniowiecza. Rozważania nad „renesansowym kultem Madonny z Dzieciątkiem” (s. 250), który będąc „religijną formą recepcji idei humanistycznych, wpływając na wiele zjawisk kulturowych, a przede wszystkim dostrzeganie osobowości dziecka”, „wynosił na ołtarze symbol macierzyństwa”, w dziwny sposób neguje kluczowe elementy średniowiecznej religijności (zob. uwagi na temat il. 10). To samo można zaobserwować, kiedy autor mówi o pojawieniu się w renesansie (podkreślenie R.S.) „[...] w literaturze, w kaznodziejstwie i w symbolice religijnej krajów nadbałkańskich Europy motywu Czterech Jeźdźców Apokalipsy — personifikacji niszczących żywiołów: wojny, głodu, zarazy i śmierci” (s. 138). Nie przecząc nowej jakości artystycznej, którą uzyskał ten symbol w interpretacji renesansowej, przede wszystkim dzięki pracom graficznym Albrechta Dürera, należy podkreślić, że Apokalipsa św. Jana jako najważniejsza wizja Sądu Ostatecznego (a z tym sensu wszelkiego istnienia) stanowiła jedną z głównych osi ideologicznych średniowiecza (np. idei boskiego pochodzenia władzy królewskiej). W związku z tym ilustracja plastyczna wizji św. Jana, a w tym Czterech Jeźdźców Apokalipsy, należała już znacznie wcześniej do repertuaru pojęciowo-symbolicznego sztuk średniowiecznych.

Postulat wydawniczy już czysto formalnej natury, a odnoszący się nie tylko do książki J. Tyszkiewicza, to większa dbałość o gramatycznie i ortograficznie poprawne przytaczanie wyrazów obcego pochodzenia.

Podsumowując i scalając dotychczasowe wywody, należy stwierdzić, że książka J. Tyszkiewicza *Ludzie i przyroda w Polsce średniowiecznej* jest poważnym pionierskim osiągnięciem w nawiązywaniu współpracy interdyscyplinarnej w mediewistyce i może być

dogodnym punktem wyjścia do studiów pogłębiających. W tych momentach, w których autor nie dba konsekwentnie o realizację własnych założeń badawczych oraz o jakość warsztatu naukowego, ma jednak poważne usterki, które w ewentualnym drugim wydaniu, zdaniem recenzenta, należałoby koniecznie usunąć.

Rainer Sachs

Ж. Вържарова, *Среднековното селище с. Гарван, Силистренски окръг VI - XI в.*, София 1986, ss. 204, w tym 218 rycin oraz streszczenia w językach rosyjskim (s. 198 - 199) i niemieckim (s. 200 - 201).

Na treść jej składają się oprócz wstępu (s. 5 - 6), zakończenia (s. 77 - 79) i opisu materiałów łączących się z domostwami, pracownikami garncarskimi oraz cmentarzyskiem trzy rozdziały. Mianowicie I — Położenie osady. Warstwy kulturowe (s. 7 - 62): dolna warstwa kulturowa, środkowa warstwa kulturowa, górna warstwa kulturowa, groby w granicach osiedla, znaleziska z trzeciej warstwy kulturowej; znaleziska z gliny, kości, żelaza, kamienia, ozdoby z nekropoli w granicach osiedla i z osiedla. W rozdziale drugim opracowała autorka podstawowe zajęcia ludności osiedla (s. 64 - 68), a w rozdziale trzecim pt. Datowanie osiedla (s. 69 - 76) znajdujemy m.in. rozważania na temat etnicznej przynależności mieszkańców osiedla.

Omawiana książka przynosi opracowanie materiałów pochodzących z badań wykopaliskowych zrealizowanych pod kierunkiem autorki w latach 1964 - 1980. Rozkopano wtedy na stanowisku Stareca (a. Czerwony Brzeg) położonej 2,5 km na północ od wsi Garwan, w okręgu Silistra (północno-wschodnia Bułgaria) 6557 m² otwartego osiedla o trzech dobrze wyróżniających się poziomach osadniczych. W sumie rozkopano około 150 (dobrze zachowanych 109) fragmentów chat półziemiankowych i ziemiankowych z piecami lub paleniskami, w tym czterech jurt (tylko w górnym poziomie) oraz szereg innych pomieszczeń.

Osiedle poziomu najstarszego składało się z rozrzuconych chat wziemnych uszeregowanych w jednym rzędzie. Znajdowano ceramikę trzech typów. Dla pierwszego z nich stosuje autorka określenie Praga-Korczak (np. s. 12), dla drugiego Pienkowska i dla trzeciego Łuka-Rajkowiecka (przy czym tylko z początku egzystencji tego typu).

W środkowym horyzoncie, w którym znaleziono m.in. cztery dwukomorowe piece garncarskie najstarsze, jak dotąd wczesnośredniowieczne (nie łączące się z Bizancjum) tego typu okazy w Bułgarii, inny był zupełnie układ przestrzenny, a mianowicie gniazdowy. Zachował się on do upadku osiedla w XI w. W tym poziomie niezależnie od pracowni garncarskich natrafiono także na dwa warsztaty metalurgiczne do wyrobu przedmiotów nieżelaznych. Wśród ceramiki występują okazy całkowicie ręcznie lepiące, ręcznie lepiące i górą obtaczane oraz całkowicie obtaczane. Wśród naczyń wykonanych przy użyciu koła garncarskiego spotyka się dna ze znakami garncarskimi. Autorka jest zdania, że jest to ceramika typu Łuka-Rajkowiecka, którą datuje na VIII w.

W górnym horyzoncie można było stwierdzić kilka (do czterech) faz egzystencji, o czym świadczy występowanie wielu domostw ziemiankowych i półziemiankowych nad sobą. Z tym poziomem osadniczym łączą się także wspomniane wyżej resztki jurt i cmentarz. Obok elementów słowiańskich musiały też występować w nim protobułgarskie lub pieczyńskie (albo też oba równocześnie). W poszczególnych domostwach półziemiankowych i ziemiankowych stwierdzono głównie obecność po jednym obiekcie kuchennie-ogrzewczym. W sześciu przypadkach znaleziono 3 piece, a w dziewięciu po dwa piece. Natrafiono tu również na trzy dwukomorowe piece garncarskie.

Odkryto także pomieszczenie nr 120 o rozmiarach 3+4,10 m, wzniesione z dużych

i małych kamieni, zachowane do wysokości 55 cm. Było ono kształtu elipsoidalnego. W jego nasypie znaleziono ceramikę z połowy VIII - IX w. Autorka porównuje to odkrycie z ruinami domniemanej świątyni pogańskiej Peruna z Kijowa. Niestety opublikowana dokumentacja nie pozwala się w sposób rzeczowy ustosunkować do tej koncepcji.

Jako związane z Perunem traktuje autorka gliniane wyroby ze znakami słonecznymi znalezione w dolnym i środkowych poziomach. Za wyobrażenie Peruna (s. 79) uznaje wytwór kościany z zakończeniem w kształcie głowy o czterech twarzach znaleziony w m. Presław-Seliszczeto. Przypomina on sześciotwarzowe wyobrażenie z Wiślicy. Nadmienia też (s. 30), że w roku 1985 odkryto miejsce ofiarne (świeliszte) boga Peruna z VIII - IX w. w m. Manastircze pod wsią Goranowcy, w kiustendilskim okręgu (południowo-zachodnia Bułgaria). Była to okrągła podłoga gliniana o średnicy 4,70 m i 0,50 m grubości, wypalona do czerwoności. Znaleziono na niej m.in. węgiel drzewny, popioły i kości zwierzęce oraz fragmenty naczyń.

W Garwan natomiast znaleziono przed otworem pieca w domostwie nr 102 kamienny idol, który pierwotnie musiał być umieszczony na słupie. Autorka sądzi, na podstawie jego związku z piecem, że jest to głowa Swaroga lub Swarożycza. Odkrycie to jest niewątpliwie bardzo ważne. Obecność jednak głowy w pobliżu pieca można interpretować też inaczej, a mianowicie, że w momencie zaprowadzenia chrześcijaństwa kamienna głowa została ukryta w piecu. Po jego zniszczeniu uległa po prostu przesunięciu. Związek jej z kultem ognia jest możliwy, ale niekonieczny.

W poziomie tym datowanym z grubsza na IX do XI w. znaleziono ceramikę o cechach słowiańskich (m.in. typu naddunajskiego), ale także należącą do kultury sątowskiej oraz naśladownictwa gliniane kotłów metalowych. Odkryto też rozmaite wyroby z różnych surowców oraz szczątki zwierzęce, m.in. żubra, które opracowano w dwóch krótkich exkursach napisanych przez specjalistów.

Z powyższego widzimy, że dzięki nowej książce Wyżarowej wzbogaciła się nasza wiedza o wczesnośredniowiecznej kulturze Bułgarii. Uzyskałiśmy także możliwość pogłębienia dyskusji nad pogańską przeszłością Słowian tego regionu. Ma to nie tylko lokalne znaczenie.

Ta książka jednej z najwybitniejszych przedstawicielek słowiańskiej archeologii w Bułgarii potwierdza też wyrażoną przeze mnie hipotezę o wielokierunkowej penetracji Słowian na Bałkany, rozpoczętej bardzo wcześnie (W. Hensel, red., *Styrmen nad Jantrą w Bułgarii. Badania archeologiczne w latach 1961 - 1964 i 1967 - 1968*, Wrocław — Warszawa — Kraków — Gdańsk, 1980, passim), którą to publikację autorka cytuje. Powołuje się także na materiały z Odercy (okr. Tołbuckin), ale nie wie, że polskim sektorem wykopalisk w tej miejscowości kierował podpisany.

Witold Hensel